

Irdische Engel

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **90 (1964)**

Heft 51

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-504253>

Nutzungsbedingungen

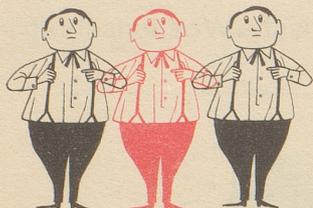
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



«Eine so
lustige
und
seltsame
Stadt!»



Ich will es ehrlich zugeben: Es ging mir ums Abstauben, nicht um Literatur und Belletristik. Doch dann blieb ich auf der Bockleiter hocken und las und las:

Die Leute von Seldwyla

Seldwyla bedeutet nach der ältern Sprache einen wonnigen und son- nigen Ort, und so ist auch in der Tat die kleine Stadt dieses Namens gelegen irgendwo in der Schweiz.

Dies ist das Wahrzeichen und sonderbare Schicksal der Stadt: daß die Gemeinde reich ist und die Bürgerschaft arm, und zwar so, daß kein Mensch zu Seldwyla etwas hat und niemand weiß, wovon sie seit Jahrhunderten eigentlich leben ... Und sie leben sehr lustig und guter Dinge.

Holz haben alle Bürger die Fülle und die Gemeinde verkauft jäh- rlich noch einen guten Teil, woraus die große Armut unterstützt und genährt wird.

In einer so lustigen und seltsamen Stadt kann es an allerhand seltsamen Geschichten nicht fehlen.

Ich habe selbstverständlich das ganze Kapitel gelesen. Also auch das, was Gottfried Keller zwischen den hier abgedruckten Zitaten über die Stadt und die Leute von Seldwyla geschrieben hat. Sogar zwischen den Zeilen las ich und stieg dann von der Leiter mit der Frage: Wer steckt hinter dem Pseudonym? Wie heißt Seldwyla mit seinem richtigen Namen? Und welches ist seine Postleitzahl?

Seltsam! Eben war mir aufgefallen, wie häufig der Dichter vom Wörtchen «seltsam» Gebrauch macht. Nach dem verstaubten Buch griff ich zur druckfrischen Tageszeitung.

Seltsam!

rief ich aus. Denn da wurde berichtet, es komme selten vor, daß sich die «Bürgerliche Abteilung» des Zürcher Gemeinderates (die Kommission, die über die Aufnahme ins Bürgerrecht zu befinden hat) über die Einbürgerung eines Ausländers nicht einig sei. Nun aber habe sich der seltene Fall wieder einmal zugetragen. Wegen eines Gesuchstellers, eines jüdischen Flücht- lings, der im Jahre 1938 aus dem Reich der braunen Fäuste nach Zürich floh. Er gehört zu den seltsamen Menschen, denen ihr künstlerisches Anliegen mehr bedeutet als geschäftlicher Erfolg. Begreiflich, daß der Mann auf jenem Holzboden, von dem ein gewisser Gottfried Keller vor Zeiten behauptete, die Fünfliber wüchsen dort nicht wie die Pilze, anfänglich «unten durch» und von einem jüdischen Hilfsfonds unterstützt werden mußte. Allgemach jedoch gewann der Name und das Werk des Bildhauers an Ansehen. Sosehr, daß sich sein Erfolg sogar in Zahlen ausdrücken ließ; 1964 konnte er zum Bei- spiel für 20 000 Franken Plastiken verkaufen. Es fehlt aber dem sonst ordentlichen Mann immer noch ein «ordentliches» oder gesichertes Einkommen. Für den Unterhalt seiner Familie sorgt regelmäßig und zuverlässig (aber nach unsern Landes- bräuchen doch außerordentlicher Weise) seine Frau; sie ist Lehr- erin an der Töchterschule und kann also die Staatssteuern aus Staatsgeldern bezahlen.

Der Staat aber hat seine eigenen Gesetze. Die gesetzesbuch- stabengetreue Kommissionsminderheit stellte demgemäß fest,

eingebürgert dürften in Zürich nur Leute werden, die ihre Familie selbst erhalten können; der Gesuchsteller müsse sich deshalb vorerst über eine seiner finanziellen Gewährleistungspflichten entsprechende Beschäftigung und Einkommenssicherheit ausweisen. – Das sei spießbürgerlich!, erklärte die Kommissionsmehrheit. Es könne der Bürgerrechtskommission gleichgültig sein, ob der Vater oder die Mutter die Familie erhalte, die Einkommen der beiden Ehegatten träten ja auf der Steuer- deklaration auch als familiäre Einheit in Erscheinung. Wollte man den Wert eines Bürgers einzig nach finanziellen und wirt- schaftlichen Gesichtspunkten in Rechnung setzen, dann wäre auch Gottfried Keller kein guter Zürcher gewesen ...

Seltsam!

Da erinnern sich also die Zürcher wieder einmal ihres Staats- schreibers und Dichters und rechnen insgeheim aus, wer von beiden wohl mehr verdient haben mag, der Poet oder der Staatsbeamte, und wer von beiden die Zürcher und die Welt mehr bereicherte. Die Zeitung aber schloß mit der Bemerkung: «Ganz allgemein und grundsätzlich ist es eine mehr als zweifelhafte Haltung, den Wert eines Menschen und die Bedeutung eines Künstlers nach seinem finanziellen Erfolg zu beurteilen. Wer es tut, spricht über sich selber ein vernich- tendes Urteil.» Im übrigen habe die Kommission an einer zweiten Sitzung unter Ausschluß der Öffentlichkeit den Künstler Hans Josephsohn mit 43 gegen 22 Stimmen ins Bür- gerrecht der Stadt Zürich aufgenommen.

Das Rätsel aber

«Ist mit Seldwyla Zürich gemeint?», ist damit immer noch nicht gelöst. Oder können Sie das eben Gelesene mit dem reimen, was Gottfried Keller über die «so lustige und seltsame Stadt» (siehe oben!) geschrieben hat?



Irdische Engel

Wenn sie die biblische Verheißung loben,
so richtet sich ihr veilchenblauer Blick
voll stolzer Demut unverwandt nach oben,
das milde Kinn energisch vorgeschoben,
verschämtes Selbstbewußtsein im Genick.

Durchfrozen stehn sie an den Straßenecken,
zu sanftem Dulden und Verzicht bereit,
vor ihren grüneschmückten Sammelbecken.
Sie lassen von der Kälte sich nicht schrecken
und singen Psalmen drum von Zeit zu Zeit.

Bisweilen mischt sich in das Lied der Frommen
ein gottgefälliger Trompetenklang,
sobald – auch sie vom Frost leicht mitgenommen –
die tiefvermummten Musikanten kommen
mit Horn, Posaune und Choralgesang.

In kleinen Grüppchen ziehn sie durch die Straßen
und ernten Geld und schüchternen Applaus
für jene Weisen, welche wir vergaßen.
Sie sehen, wenn es schneit, gewissermaßen
wie flügellose weiße Engel aus.

Fridolin Tschudi

